

Carl Albert Looslis Engagement für eine Erziehungs- und Schulreform

Von Prof. Dr. Hans-Ulrich Grunder, Wohlen bei Bern

Kaum hatte ich das Licht der besten aller Welten erblickt, brach ich in ein mörderisches Geheul aus. Diverse Zeugenaussagen bestätigen, was mir mein späteres Leben genugsam erhärtete: nämlich, dass mich damals ein unbewusster Instinkt richtig beriet, meinen Eintritt ins Erddasein nicht eben mit den wonnigsten Empfindungen zu begrüssen.¹

Der dies als Erwachsener von sich selber sagt, hat allen Grund dazu, sarkastisch zu sein: Carl Albert Loosli kämpfte Zeit seines Lebens für mehr Demokratie, Erziehungs- und Schulreformen und gegen die ‚Administrativjustiz‘. Seine Ansichten trugen ihm oft genug die Feindschaft der Mächtigen ein: Er, dessen Waffe die Feder war, konnte jahrelang nicht publizieren, weil kein Verleger das Risiko, den Zyniker, Nonkonformisten, Satiriker und Spötter zu drucken, auf sich nehmen wollte.

Im Band *Anstaltsleben* (2006), dem ersten der Werkausgabe, sind die wichtigsten Texte Looslis zu Erziehung, Schule und Pädagogik abgedruckt. Sie veranschaulichen sein Engagement in diesem Bereich. Das zeigen aufmüpfige Beiträge zur Schulreform sowie aggressiv-kritische Artikel über Hausaufgaben, Schulpulte, Schulstrafen, Drill und Disziplin. Aufgrund dieser Einwürfe und Glossen, von denen die Herausgeber eine Auswahl präsentieren, ist Loosli als einer der bedeutendsten Schweizer Exponenten einer aufgeklärten, nicht regressiv-modernisierenden Reformpädagogik zu Beginn des 20. Jahrhunderts einzustufen.

Dass er sich intensiv, sachkompetent und systematisch mit pädagogischen, erzieherischen und schulischen Fragen befasst hat, illustrieren insbesondere *„Anstaltsleben“* (1924), *„Ich schweige nicht“* (1925) und *„Erziehen, nicht erwürgen“* (1928) sowie diverse Aufsätze, abgedruckt in der damals fortschrittlichen *„Schweizer Erziehungsrundschau“* und in den ebenso progressiven *„Berner Seminarblättern“*. Leider fehlen in der Werkausgabe – dies ist sicher dem Platzmangel geschuldet – Belege für Looslis Beziehungen zu zeitgenössischen Pädagogen und Erziehern, die sich in Briefwechseln niedergeschlagen haben müssten. Aufschlussreich wäre insbesondere eine Antwort auf die Frage, ob Loosli

etwa andere Kritiker der traditionellen Heimerziehung persönlich gekannt hat (z. B. Pater Flanagan, Curt Bondy, August Aichhorn, Siegfried Bernfeld oder Kurt Wilker).

Der Einschätzung Looslis als eines Reformpädagogen verstärkt sich bei der Lektüre des ersten Bandes aufgrund jener beiden Texte, welche zu einer erbitterten Kontroverse um die Jugendfürsorge und die Anstaltserziehung in der Schweiz geführt haben.

1892 war Loosli als Verdingbub aus der Schule entlassen und in die Erziehungsanstalt eingewiesen worden. Aus dieser Zeit stammen seine Erinnerungen, die er Jahre später in seinen bitteren Schriften über die Pädagogik der sozialpädagogischen Einrichtungen skizzieren sollte. „Ordnung allein ist nur ein halbes, also kein Leben, sondern ein verruchter, geist- und sinnloser Zustand“, lautet eine der Hauptaussagen zur damaligen Anstaltserziehung und klagt an: „Unsere Erziehungsanstalten sind Folterkammern“. In seinem Pamphlet kritisiert er die ausgangs des 19. Jahrhunderts praktizierte Verwahrungserziehung, die er während mehrerer Jahre am eigenen Leib erlitten hat – er will *„Anstaltsleben“* schildern, wie es der Zögling sieht“. Gleich zu Beginn des Texts schildert er das Äusserliche der Anstalt als Musterhaftigkeit vortäuschende, von Sauberkeit strotzende Umgebung. Nachdem er – in sachlich-autobiographischer Skizze – den Abschied des kleinen Ernst von seiner Mutter und die Einlieferung in das Heim beschrieben hat, folgt ein Abschnitt über die Aufnahmeformalitäten und die ersten Tage in der Anstalt. Der ‘Neue’ wird gewaschen, neu eingekleidet, er bekommt ein Schränkchen für seine Habseligkeiten, einen Schlafplatz in der Reihenfolge des Alters (er ist der Drittletzte) und – wohl als Zeichen des Neubeginns gedacht, von Loosli rückblickend als Massnahme vollkommener Entpersönlichung gedeutet – *einen neuen Namen*. Weil schon zwei Jungen gleichen Namens in der Anstalt leben, wird Ernst jetzt Otto gerufen. Mühsam gewöhnt sich das Kind an den ungewohnten Betrieb, leidet unter Heimweh, gerät in Positionskämpfe mit den länger dort Lebenden und muss sich vor allem an die das Anstaltsdasein beherrschenden ‘Ordnungen’ und die ‘Ordnungsorgane’ (den Hausvater, dessen Frau, die Hilfslehrer und das Dienstpersonal) gewöhnen. Sie alle wachen darüber, dass Tages- und Menuplan,

¹ Carl Albert Loosli: *Kindheitserinnerungen eines Unehelichen*. Typoskript (1947), S. 5. SLA, Bern.

Verwaltungs- und sittliche Ordnung, wie Loosli sie nennt, unbefragt eingehalten werden. Der zynisch-dialektische Kommentar dazu: „Die Ordnung ist das Beste und das Schlimmste, was die Anstalt zu geben vermag; - das Beste, weil sie nichts Besseres hat, weil die Ordnung wie schliesslich der Drill, den erzieherischen Nutzen hat, den einzelnen an eine gewisse äussere Sorglichkeit, Pünktlichkeit und bis zu einem gewissen Punkt wohlthätige gedankenlose Unterordnung zu gewöhnen. Allein sie bietet die Nachteile ihrer Vorteile: sie ertötet die Vorstellungskraft, den selbständigen Schaffens- und Denkenstrieb.“ Loosli schildert das Dasein in der Anstalt, das Arbeit, Landwirtschaft, Freizeit, Schule und religiös-moralische Erziehung prägen. Der in der Anstalt praktizierten moralischen, christlich-religiösen Unterweisung gibt der Autor die Schuld an der fatalistischen Einstellung der Zöglinge. Ordnung und Religion sind eng verknüpft: „Gott selbst hat sich in der Anstalt ihrer Ordnung zu fügen. Der Anstaltsgott ist im wesentlichen eine höhere Polizeibeamtenstelle.“

Besonderes Aufsehen hat bei der Leserschaft damals das Kapitel 'Nächtliches Anstaltsleben' ausgelöst, worin der Autor die Absonderung der Anstalt vom 'Leben' scharf kritisiert. Mönchische Abgeschiedenheit für sich entwickelnde Kinder sei, so Loosli, etwas widernatürlich Grausames, etwas ruchlos 'Unerzieherisches'. Anstaltsleben setzt er gleich mit zurückgedrängter Sinnlichkeit, abgewürgter Energie, gewaltsam getötetem Interesse, grausamen Verboten und unbegründeten Strafen. Grundlegend ist für Loosli immer: Das Versagen der Erziehungsanstalt ist nie dasjenige der Leitung, sondern das der *Institution* selber. Darum nennt Loosli auch nie Anstalten beim Namen, sondern spricht allgemein: „In einer Erziehungsanstalt unterbringen, heisst durch Anstaltserziehung umbringen.“ Für ihn ist das Problem deshalb nicht damit abgetan, Schuldige zu finden, sondern es geht darum, den Zustand zu verbessern. Looslis damals radikaler Vorschlag lautet: „Bedingungslose Abschaffung der Erziehungs-, Rettungs-, Zwangserziehungsanstalten und Waisenhäuser vermittelt fortgesetzter Aufteilung und ihre mögliche beschleunigte Überführung ins Verdingwesen.“ Dagegen, so Loosli gleich, möge man einwenden, es würden sich niemals genug Pflegeplätze in Familien finden lassen. Doch: „Das bestreite ich. Man muss es sich nur etwas kosten lassen.“

Die Reaktion auf die „Betrachtungen und Gedanken eines ehemaligen Anstaltszöglings“ setzt unmittelbar nach dem Erscheinen von „Anstaltsleben“ ein. Sie lässt sich im ersten Band der Werkausgabe nachlesen: Im nun folgenden Streit, woran sich Ratsherren, Journalisten, Anstaltsleiter und zahlreiche ehemalige Zöglinge beteiligten,

präzisiert Loosli seine Idee einer neuen Anstaltspädagogik: Auf der Grundlage von mehr Mitgefühl und Hilfe soll ein familienähnliches System die Anstalt ablösen. Die Zöglinge sollen nicht mehr 'versorgt', sondern zu vollwertigen Mitgliedern der Gesellschaft erzogen werden. Sie sollen die Dorfschulen besuchen dürfen, Taschengeld und Ferien erhalten, ihren Beruf frei wählen und gegen Unfall versichert sein. Loosli erklärt gewissenhaft seine Absicht, Missverständnisse ausräumen zu wollen. Er bleibt aber dabei, dass „bei allen Anstalten unter allen Umständen der Erziehungs- und Heilungszweck dem blossen Versorgungszweck vorangestellt werden soll“. Der Autor geht Kapitel für Kapitel durch, stellt richtig, erklärt, weist Angriffe zurück. Er geht davon aus, dass „diejenige Sau quietscht, die getroffen worden ist“. Dass dies stimmt, zeigt u. a. die grossrätliche Interpellation eines erbosten Gegners Looslis. Die meisten Einwände weist Loosli sachlich und leicht ironisch zurück. Er verfüge ohnehin, wie er beiläufig erwähnt, über die stichhaltigeren Argumente als 'die Herren', da er selber Insasse war.

Die Anstalt verhindere die Absicht, Anstaltskinder zu Menschen zu erziehen, stellt Loosli fest, und bereite so die Insassen keineswegs auf ein gutes Leben vor. Im Gegenteil, sie stumpfe die Kinder geistig ab, erziehe zu Unterwürfigkeit, Vorgesetztentreue, Nachahmertum, Gefühllosigkeit und Angst. Für Loosli ist deshalb die Anstalt das klassische Negativ einer guten Erziehung. Demgegenüber empfiehlt der Kritiker eine auch heute noch modern anmutende Lösung (die aber keineswegs realisiert wurde): Die Erziehung von Waisen, Halbwaisen und Ausgesetzten in einer Pflegefamilie mithilfe des traditionellen Mittels des Verdingwesens. Ein Verdingwesen, wie es zu Gotthelfs Zeiten gang und gäbe war, dürfe jedoch nicht als Vorbild dienen. Vielmehr propagiert Loosli ein vernünftig ausgebautes Verdingwesen, wo sozial geschädigte Kinder Aufnahme in Familien finden, ohne dass man keinen der beiden Teile ausnütze. Loosli will also letztlich nicht Bewahrung/Verwahrung, sondern positive Erziehung, wie er sagt, und gute Ausbildung der Benachteiligten. Insofern ist sein pädagogischer Impuls noch heute gewichtig und beachtenswert.

Im Unterschied zu Flanagan und Wilker hat der 1877 geborene Berner Publizist, Schriftsteller und Satiriker nie ein Heim für delinquente Jugendliche geleitet. Seine Schriften erregten wohl deshalb in der Öffentlichkeit derartiges Aufsehen, weil da einer sprach, der es selber erlebt hatte: das Aufwachsen in einer Erziehungsanstalt.

Aus der Perspektive des Leidtragenden und mit dem Motiv, die Zustände in den Verwahrungs-

anstalten und Erziehungsheimen zu verbessern, fordert Loosli vom Erzieher Jugendlicher – wie Wilker und Flanagan – ein neues Verständnis für das Kind: Nicht wie in der traditionellen Anstalt soll der Erzieher eine disziplinierende Funktion haben, sondern dem Insassen einen neuen Beginn ermöglichen. Das Leben in den 'Familien' soll auf das spätere Leben vorbereiten und die Schule, die die Zöglinge besuchen, muss Inhalte lehren, die sie später brauchen können. Loosli zeichnet den Anstaltserzieher allerdings ebenso als Gefangenen der Anstaltsordnung, die es ihm nicht erlaube, „gelegentlich Mensch zu sein, den Zögling im einzelnen Falle menschlich zu begreifen...“ Er

wendet sich weiter gegen die unerfahrenen Hilfslehrer, die, vom Seminar kommend, mit den Zöglingen nicht umzugehen wüssten und plädiert für weniger 'Fronarbeit' der Zöglinge, für die Abgabe von Taschengeld und für die Möglichkeit, einen Beruf zu erlernen. Der Erzieher, so Loosli, muss bezüglich dieser Forderungen immer der Helfer des delinquenten Kindes sein, nicht dessen Aufseher oder sein Bestrafer. ●

HANS-ULRICH GRUNDER ist Leiter des Zentrums *Schule als öffentlicher Erziehungsraum* im Institut *Forschung und Entwicklung* der Pädagogischen Hochschule FHNW.

Schattmatt lockt 5000 BesucherInnen ins Theater

STANS, THEATER AN DER MÜRIG. Carl Albert Looslis Roman *Schattmattbauern* erreicht 80 Jahre nach der Erstausgabe in immer neuen Bearbeitungen immer weitere Literaturkreise. Nach einer Freilichtinszenierung auf der Moosegg vor wenigen Jahren, einer dialogischen Umsetzung an den Krimitag von Burgdorf und einem Hörspiel auf Radio DRS hat nun der Schriftsteller Simon Ledermann mit *Schattmatt* aus Looslis Roman ein Theaterstück erarbeitet, das den Absichten Looslis sehr nahe kommt. Bestimmt: Loosli hat den Schweizer Urkrimi geschrieben, ein schauerlicher Plot, falsche Fährten für den Lesenden und Anteilnahme weckende Identifikation mit den Opfern. Und es sind auch diese Elemente, mit denen der in Zürich lebende Simon Ledermann gekonnt durch einen spannenden Theaterabend führt. Mit geschickten Handlungsverkürzungen, begleitenden Rahmenelementen und zeitgemässer Mundart aber zieht er die Besucher derart in Bann, dass sich Looslis eigentliches Anliegen über Sinn oder Unsinn des herrschenden Rechtsverständnisses und dessen soziale Auswirkungen nachzudenken, fast unmerklich und automatisch in den Köpfen festsetzt. Damit erweist der gebürtige Obwaldner Simon Ledermann dem Berner hohe Referenz. Denn die Frage nach sozialer Gerechtigkeit ist schliesslich Looslis Kernanliegen, ein Leben lang.

Die Nidwaldner Theatergesellschaft Stans, gegründet 1824 und eine der ältesten Laienbühnen der Schweiz, hat unter der Leitung von Isabelle Hochreutener und einem 36köpfigen Team, von den Finanzen über die Maske bis zur Theaterbeiz, Carl Albert Loosli überhaupt erstmals breit und

nachhaltig einem Innerschweizer Publikum bekannt gemacht. Treibende Kraft hinter allem war der 2011 bereits zum vierten Male im Theater an der Mürig professionell Regie führende Hannes Leo Meier. Er hatte die Idee zum Stück und konnte „seine“ Laienbühne dafür begeistern. Die rund 20 SchauspielerInnen aus Stans und Umgebung, mit Urban Riechsteiner als Fritz Grädel in der Hauptrolle, haben unter Meiers Regie Looslis Geist in seinem historischen Erzählrahmen belassen, die erwähnte Grundaussage aber, dass Rechtssysteme immer wieder zu hinterfragen sind, gleichzeitig gegenwärtig gemacht. Neben einem reduzierten, schlichten Bühnenbild (Claudia Tolusso), das dem Zuschauer Raum für die eigene Phantasie gewährte, waren die Kostüme von Irene Stöckli bewusst in den späten 1890er Jahren einer ländlichen Schweiz angesiedelt. Von dem jungen Komponisten Christov Rolla, Luzern, liess Hannes L. Meier zusätzlich sieben Mundartgedichte Looslis aus dessen Lyrikband *Mys Ämmital* vertonen. Mit diesem Stilmittel setzte Meier in klassischer Tradition einen kommentierenden und eingreifenden Chor ein, der dem Theaterbesucher sowohl Distanz zum Bühnengeschehen, wie auch Zeitsprünge und damit leichteres Erfassen der Geschehnisse ermöglichte.

Die rund 5000 BesucherInnen, die das Mürigtheater zu Stans mit grossartiger Arbeit und ebensolcher schauspielerischer Leistung für Loosli zu begeistern wusste, müssen unserer Gesellschaft nach dem letztjährigen Erfolg der Loosliausstellung in der Nationalbibliothek viel bedeuten. Loosli lebt wieder. Und die durchwegs sehr positiven Radio-, Fernseh- und vielfältigen Presseartikel zu dem Stanser Loosliereignis haben den Namen unseres Autors dort bekannt gemacht, wo es am dringendsten ist: ausserhalb Berns, in der übrigen Deutschschweiz.

DIETER A. STOLL